

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Karlsruher Tagblatt. 1843-1937 1923

21.1.1923 (No. 3)

Die Pyramide Wochenschrift zum Karlsruher Tagblatt

12. Jahrg. No 3



21. Jan. 1923

Otto Speer. / Angewandte Volkskunde.

Zudem die Romantik den Sinn für das deutsche Volksstum geweckt und damit die Volkskunde als Wissenschaft begründet hat, hat sie im ganzen deutschen Sprachgebiet eine ungemein rege Sammeltätigkeit ausgelöst; heute ist die Menge der volkstümlichen Werke und der Sammlungen von Volksliedern, -märchen und -sagen fast unüberschaubar geworden, in den Orts- und Landesmuseen haben wir der Väter Hausrat in beinahe lüdenloser Vollständigkeit zusammengebracht. Aber die praktische Wirkung ist gering, trotz dieser Sorge um das Volksgut ist es dem Volke fremd geworden, und wie ein roter Faden zieht sich durch die Berichte aller Sammler die bewegliche Klage über das Schwinden des alten Volksgutes, der Volksdichtung, der Trachten, des alten Hausgerätes. Diese Klagen sind fast so alt wie die Volkskunde selbst. Schon bei Herder finden sie sich und als er den jungen Goethe veranlaßte, im Elsaß Volkslieder zu sammeln, schrieb dieser ihm 1771: „Ich habe noch aus Elsaß 12 Lieder mitgebracht, die ich auf meinen Streifereien aus denen Kehlen der ältesten Mütterchen aufgehascht habe. Ein Glück, denn ihre Enkel singen alle: Ich liebe nur Jämenen.“ Schon Goethe erlebte es also, wie das Volk die alten Volkslieder aufgab und sich von der alten Ballade (Heiderösklein, Herr auf Falkenstein u. ä.) dem modernen Mofokollektchen zuwandte. Und da er die Herkunft dieser neuen Lieder aus der Kunstdichtung kannte, ließ er sie nicht als Volkslieder gelten, obwohl sie volkstümlich geworden waren. Im Gefolge der Romantik galt auch der Volkskunde zunächst nur das ältere Volksgut als echt; dieser romantischen Volkskunde waren diese alten Volksgüter (und nur sie) ursprüngliche Erzeugnisse des schöpferischen Volksgelstes und der Volksseele, sie glaubte aus ihnen das Leben der Urgemeinschaft erschließen zu können und verlor sich vielfach in phantastischen, mythologischen Deutungen. Die moderne Volkskunde ist wesentlich nüchterner geworden, ihr gilt alles als Volksgut, was sich in den Händen und im Gebrauch des Volkes befindet; also kann ihr auch das Volksgut so lange nicht schwinden, als es ein Volk gibt. Wo Goethe einst sich glücklich pries, noch 12 Lieder erhascht zu haben, sammelte man ein Jahrhundert später viele Hunderte von Volksliedern. Allerdings sang um diese Zeit das Volk wieder andere Lieder als zur Zeit Goethes. Denn, und das ist die Grundanschauung der neuen Volkskunde, das Volk als solches produziert weder selbst das sog. Volksgut, noch gibt sie es unverändert von Geschlecht zu Geschlecht weiter. Vielmehr wird so gut wie alles Volksgut in der Oberschicht gemacht: Volkstracht, Volksbuch, Volkslied, Volksschauspiel, die sog. Bauernmöbel u. ä. sind bis fast in alle Einzelheiten gekunkene Kulturgüter einer früheren Oberschicht, und alles Volksgut ändert fortgesetzt sein Ansehen und seinen Charakter, weil eben die Oberschicht, aus der es stammt, von Kulturform zu Kulturform weiter schreitet; alles was die Oberschicht tut, findet sein Echo in der Unterschicht. Damit aber zeigt die moderne Volkskunde auch dieser Oberschicht, welche ungeheure Verantwortung auf ihr ruht: „Jede echte Volkskunde ist eine Sittenpredigt.“ (H. W. Mehl.) Wenn das alte Volksgut, das wir in Büchern und Museen anhäufen

und dessen Schwinden wir beklagen, so erfreulich und gediegen war, so rührt dies daher, daß die Kultur der dafür maßgebenden Oberschicht erfreulich und gediegen war und der Unterschicht gute Vorbilder gab. Wenn das neue Volksgut, das an die Stelle jenes alten getreten ist und noch tritt, vielfach so seelenlos, häßlich und gemein ist, so kommt dies eben davon, daß dieses jüngere Volksgut das getreue Spiegelbild der „Kultur“ der Oberschicht unserer letzten 50 Jahre ist mit ihrer Stilllosigkeit und Häßlichkeit und ihrem fabrikmäßig hergestellten Klisché und Schund. Es ist nicht so, wie romantische Seelen gefühlvoll klagen, daß die Schöpferkraft des Volkes durch die industrielle Entwicklung gelähmt und vernichtet worden sei. Das Volk als solches ist überhaupt nicht schöpferisch, sondern nur nach- und umschaffend. In der Tat ist ja das Volksgut nicht geschwunden und kann nicht schwinden, so lange es ein Volk gibt, das Volksgut ist nur schlechter geworden, so schlecht, daß wir erschrecken, wenn wir unsere eigene, so hoch gepriesene Kultur in diesem Herrspiegel wiedersehen. Aber die Schuld daran trägt nicht das Volk, sondern die Oberschicht, deren Kultur stets maßgebend ist für die Kulturäußerungen der beiden Volksschichten. Raumann (Grundzüge der deutschen Volkskunde, Leipzig, 1922) weist darauf hin, daß die Kultur des Mittelalters einst die höfischen Tänze hervorbrachte, die dann, ins Volk gedrungen und von diesem nachgeahmt, dem Volke die wohlthuend schönen Volkstänze schenkte. Die Oberschicht unserer Tage pflegt liebevoll Wackel-, Schiebe- und Niggerstänze und hinterläßt sie zusammen mit Kino, Grammophon und Barenhaus als Denkmal ihres Kulturphrosentums dem Volke als Vorbild. Und dann wundert man sich über die Häßlichkeit und Seelenlosigkeit des neu entstehenden Volksgutes und beklagt es, daß das Volk so gar keine Ehrfurcht und Liebe für die alten Werte hat! In richtiger Erkenntnis dieser Verantwortung bemühen sich ja Volksbildungsvereine und Volkshochschulen, dem Volke wertvolle Güter zu übermitteln, und seit den 90er Jahren des vorigen Jahrhunderts haben sich überall Vereine für Volkskunde gebildet, um aus gründlichem Vertiefen in deutsche Volksart die Liebe zur Heimat und zum Vätergut zu wecken, die noch vorhandenen Reste zu erhalten und vor weiterer Schädigung und Entseelung zu bewahren. Aber es scheint wie ein Fluch zu sein: je umfangreicher und erschöpfender die Sammelwerke, je vollständiger die Sammlungen in den Museen, je größer und ausschließlicher die volkstümliche Literatur wird, desto mehr verschwindet das alte Volksgut aus dem lebendigen Gebrauch des Volkes. Unsere volkstümlichen Sammlungen werden zu Leichenkammern der aussterbenden wertvollen Volkskultur. Seit die Oberschicht sich in den Kulturen der ganzen Welt auskennt, dabei aber selbst keine eigene Kultur mehr besitzt, daher auch keine entsprechende, als notwendig empfundene Ausdrucksform (-Stil) bilden kann, seitdem beginnt auch das sinnlose Zusammenraffen von allerlei Gegenständen fremder Kulturen und ihr Anhäufen in unsere Wohnungen, seitdem nimmt man auch, oft in bester Absicht, dem Volke sein Volksgut weg, reißt es aus dem Zusammenhang mit seinem Leben heraus, ent-

zieht es dem lebendigen Gebrauch, um es in Museen aufzustapeln. Wenn andererseits das Volk sich von seinem Gute trennt, so daß dieses zum Sammelgegenstand werden kann, so ist dies ein Zeichen, daß es den lebendigen Zusammenhang mit ihm schon verloren hat, innerlich nicht mehr mit ihm verwachsen ist. Die Wiederbelebung dieses ehemals so starken Gefühls des Verbundenseins mit allem, was zum selben Haushalt gehört, ist eine Hauptaufgabe der praktischen Volkskunde. Aber auch die Volkskunde selbst ist der Gefahr unseres ganzen wissenschaftlichen Betriebes nicht entgangen: sie ist gelehrt, wesentlich rückwärts gewandt und damit unlebendig geworden. Es steckt viel Alexandrinertum in dem gelehrten Sammel- und Forschereifer, er führt immer stärker ab von dem lebendigen Zusammenhang unseres schaffenden Daseins, verliert sich immer mehr ins Kleine und Kleinliche und häuft eine ungeheure, unübersehbare und verwirrende Menge von Erkenntnissen an, die vielfach wieder nur für den Gelehrten und seine Wissenschaft Wert haben. Das Wort Goethes aus der pädagogischen Provinz gilt vor allem für die Volkskunde: „Uebrigens ist mir alles verhaßt, was mich bloß belehrt, ohne meine Tätigkeit zu vermehren oder zu beleben“. Gerade diese Hinwendung zur Tätigkeit und zum Leben fehlt aber vielfach in der wissenschaftlichen Volkskunde, die ungeheureren Sammlungen sind Gegenstand des wissenschaftlich forschenden Spezialistentums geworden, man begnügt sich mit der Belehrung und dem Wissen. Die Volkskunde schreitet von Erkenntnis zur Erkenntnis, sie führt hinüber zur Völkerkunde und zur Geistes- und Kulturgeschichte, sie gibt überraschende Einblicke und Ausblicke, aber das Volk steht hungernd vor dem großen Gebäude, und sein Leben wird immer häßlicher und seelenloser. Wenn es der Volkskunde nicht gelingt, entscheidenden Einfluß auf die Gestaltung des Lebens unseres Volkes zu gewinnen, dann ist sie eine schöne und interessante Spielerei und ein unfruchtbarer Luxus.

In der Tat haben wir schon auf vielen Gebieten Anfänge von praktischer Volkskunde, die wir nur zu pflegen und auszubauen brauchen. Wenden wir uns zunächst den Volkstrachten zu. Sie sind ja nichts anderes als die aufs Land gewanderten und hier scheinbar erstarrten Modelleidungen der Edelente und Bürger vom 16. bis zum Anfang des 19. Jahrhunderts, ungeändert, dem ländlich-primitiven Geschmack angepaßt und dem Vorbild um einige Menschenalter nachhinkend. Diese Anpassung veränderte das ursprüngliche Vorbild oft beträchtlich und dauerte bis in unsere Zeit. Dennoch sind die alten Modelleidungen noch zu erkennen, die spanische Tracht, die mit Karl V. nach Deutschland kam (Lauterbacher Tracht), die Uniformen des Dreißigjährigen Krieges (vergl. die kollerartigen Schoben des Kinzigtälers), die Rokoko-, Werther- und Wiedermeiertracht; und mancher Schwarzwälder verkörpert in Barischnitt und Tracht... Arthur Schopenhauer. Der Uebergang von der Kniehose des 18. Jahrhunderts zu der langen Hose der französischen Revolutionszeit ist teils noch gar nicht, teils erst in unseren Tagen vollzogen worden. Die Barttracht hat den Vollbart der Mode Karls V., das glattrasierte Gesicht Friedrichs des Großen, der Backenbart der Wiedermeierzeit bewahrt, zeigt aber auch neuere Einflüsse. Der ländlich-primitive Geschmack äußert sich gerne in bunten und leuchtenden Farben, gelegentlich in offenkundiger Prunksucht, und führt zu Formen, die oft ebenso grotesk wie malerisch wirken. Man denke an den Hochzeitschmuck vieler Trachten und an die noch junge Entwicklung der riesigen Schleife der Hanauer und Elsäßer Haube aus den kurzen Bändchen der Gntacher Tracht. In dieses fortwährende Flicken und Sichändern, die ein notwendiger Begleiter des Lebens sind, bringen nun die von der Volkskunde ausgehenden Bemühungen der Volkstrachtenvereine zunächst eine gewisse Erstarrung, indem sie die zuletzt erreichte Entwicklungsstufe als künstliches Vorbild festlegen. Auch denken wir gewöhnlich nicht daran, daß wir damit von dem Bauern verlangen, daß er für immer auf einer bestimmten Mode einer früheren Zeit Halt macht, während wir selbst jede neue Modelaune mitmachen. Dennoch sind die Bemühungen um die Erhaltung der schönen und malerischen Volkstracht begrüßenswert, besonders wenn, wie in ausländischen Entfallen, die Gefahr nahe liegt, daß mit dem Schwinden der Nationaltracht auch Nationalgefühl, Sitte und Brauch der Väter verloren gehen. Vollen Erfolg werden diese Bemühungen allerdings nur haben, wo sie in den großen Rahmen der praktischen Volkskunde eingereiht werden und nicht zu oberflächlicher Führe. Wo, wie in Oberdeutschland, der „Brustfled“, der Vorstedelack des 16. Jahrhunderts, zu einer Tracht geführt hat, die die Stillfähigkeit der Frau gefährdet, kann auch der Kampf gegen diesen Teil der Tracht zur praktischen Volkskunde gehören.

Sache der praktischen Volkskunde ist vor allem, den Bauern wieder stolz zu machen auf sein altes Gut, ihm zu zeigen, wie häßlich, wertlos und schlecht vielfach das ist, was er in der Stadt dafür eintauscht. Es ist uns einst gelungen, dem Bauern die Ueberzeugung beizubringen, daß seine alte, mit ihm verwachsene und seinem Geschmack angepaßte Kunst eine belächelnswerte und rückständige Sache sei, indem wir ihm „Musterbauten“ städtischer Baukunst als Bahnhöfe, Schul- und Wohnhäuser zwischen seine bodenständigen Bauten setzten und

ihn mit Musterkatalogen der Massenwarenfabriken überschwenkten. Wenn auch neuerdings erfolgreich an die einheimische Bauweise angeknüpft wird, so scheidet die Frage der Innenausstattung vielfach daran, daß die Handwerker der alten Ueberlieferung entwöhnt sind. Hier treiben einzelne Museen und volkstümliche Vereine mit viel Erfolg praktische Volkskunde, indem sie den Handwerkern durch Musterbücher, Vorträge und Beihgaben Anregungen und Vorbilder geben. Diese befruchtende Verbindung mit dem Volke zu suchen, muß ein Hauptziel unserer Museen werden. Die Veröffentlichungen der letzten Jahre über Trachten, Hausbau und Hausgerät, das in den Wingenrothschen Heimattalendern Eckhart, in Schillings Malerischem Schwarzwaldhaus, in den Zeitschriften des Vereins Badische Heimat enthaltene wertvolle Material mühte, durch zahlreiche „Gegenbeispiele“ vermehrt und eindrucksvoll gemacht, durch Lichtbilder, Vorträge, Vorträge dem Landvolk und seinen Handwerkern übermittelt werden. Vielleicht kann hier der unermüdete Schwarzwaldverein, der uns eben erst das wundervolle Pflanzenwerk geschenkt hat, helfend eingreifen.

Von den alten Volksliedern und -balladen, wie sie in den Knaben Wunderhorn und in den älteren Sammlungen enthalten sind, werden heute nur noch wenige vom Volke gesungen. Das heutige Volkslied stammt größtenteils aus der Kunstschichtung seit der Wiedermeierzeit; empfindsame, rührselige Lieder werden bevorzugt, durch „Zersingen“ dem Geschmack des Volkes angepaßt, und sie überdauern dann die meist kurzlebigen Modelieder und -schlager, die aus der Stadt aufs Land dringen. Von der Kunstschichtung unserer Zeit hat wenig Aussicht, volkstümlich zu werden, am ehesten die Lieder von Pöns, wenn sie singend dem Volke nahegebracht werden. Die Wandervögel und ihre Liederfassungen haben sehr viel altes, vergriffenes Volksgut wieder lebendig gemacht, und sie haben einen gangbaren Weg zu dieser Wiederbelebung gezeigt. Nicht durch gelehrte Abhandlungen, die für die Wissenschaft höchst wertvoll sein mögen, und nicht durch dilettantische Sammlungen erweckt oder erhält man die Liebe des Volkes zu seinen Liedern, sondern einzig dadurch, daß man sie immer und immer wieder vor seinen Ohren singt und ihm fliegende Blätter oder handliche Sammlungen gibt. Lieder sind eben zum Singen da, und sie bleiben nur lebendig, wenn sie gesungen werden. Vielleicht gelingt es den volkstümlichen Vereinen, die ländlichen Feste und Feiern so umzugestalten, daß das Volk wieder selbst singt, statt nur dem Gesang seiner Männerchöre und Solisten passiv zu lauschen. Die wissenschaftliche Volkskunde hat reichlich dafür gesorgt, daß wir das Volkslied kennen; die praktische will, daß wir es können.

Schwieriger erscheint die Wiedererweckung der alten Fabulierlust und -kunst des Volkes auf dem Gebiet des Märchens und der Sage. Hier scheint das Volk am meisten verstummt zu sein. Und doch ist gerade diese Aufgabe besonders wichtig und lohnend, sind doch Märchenmotive und Volksfage vielfach primitives Gemeinschaftsgut, unbeschadet aller Wanderungen der Märchen und der oft kunstvollen Erzählungsform. Wo es gelingt, die verschütteten Quellen wieder freizulegen, da wird das Volk richtig wieder gesprächig und freut sich seiner neu erlangten Fähigkeit. Hier zeigen Lisa Tegnars Berichte „Vom Märchenerzählen im Volke“, „Aus schwäbischen Spielmannstagen“ (bei Diederichs, Jena) einen erfolgreichen Weg. Sie versammelt auf ihren Fahrten von Ort zu Ort Alt und Jung um sich, knüpft an die halbvergesenen Ueberlieferungen des alten Volkstums an, so daß den Alten warm ums Herz wird und die Jungen staunend lauschen; sie versteht es vor allem, die Zungen des Volkes zu lösen. Aus den Kreisen der Jugendbewegung stammen die Bemühungen, auch das alte Volksschauspiel neu zu beleben, indem man die teils vergessenen, teils verwilderten geistlichen Spiele, die Stücke der Meisterfinger und der Singebulen zu neuem Leben weckt. Da dabei überall Leute aus dem Volke selbst zu den Aufführungen herangezogen werden, können diese Versuche tatsächlich wieder die Anfänge eines neuen Volksschauspiels bilden. Eine wirkliche Volksbühne freilich werden wir erst bekommen, wenn wir weiter richtige Volkstücke haben, wie Alt-Wien sie besaß, das deshalb auch eine Volksbühne hatte. So lange die Volksschauspielenbewegung dem Volke nur die Ideen- und Problemstücke der geistigen Oberschicht bieten kann, ist sie zu innerer Unfruchtbarkeit verurteilt und wird wesentlich Kartenabnehmerorganisation bleiben.

Besonders fruchtbar kann die angewandte Volkskunst für das religiöse Leben werden, vor allem für die Seelsorge. Neben den offiziellen kirchlichen Anschauungen, die das Volk ohne Widerspruch hinnimmt, besitzt es eine mindestens ebenso große Gruppe von Ideen, die es sich selbst geschaffen hat und an denen es zäh festhält. Die Kenntnis dieser „bäuerlichen Glaubens- und Sittenlehre“ ist für den Geistlichen wichtig, weil oft erst verständnisvolles Anknüpfen und Eingehen auf sie den Weg zum Herzen des Volkes finden läßt. Die katholische Kirche hat von jeher angewandte Volkskunde getrieben, indem sie mit ihren Festen und Einrichtungen an die im Volk lebendigen Feiern und Anschauungen anknüpfte und hat damit viel zu ihren Erfolgen beigetragen. Baumgartens Monatschrift für die kirchliche Praxis bemüht sich um den weiteren

Ausbau dieser religiösen Volkskunde. Hans Thoma hat in seiner Karlsruher Kapelle die beiden Welten der volkstümlichen und der kirchlichen Anschauungen wundervoll verknüpft und damit ein Denkmal der praktischen Volkskunde geschaffen. Die wissenschaftliche Volkskunde bezeichnet als Endzweck aller volkstümlichen Bestrebungen, „die wissenschaftliche Formel für den Begriff Volksseele zu ermitteln“. Demgegenüber sehen wir überall Kräfte am Werk, die sich bemühen, von dem unfruchtbaren Intellektualismus loszukommen und den Weg

zum Leben und zum Wirken zu gewinnen. Wenn jetzt erfreulicherweise die Volkskunde auch in der Schule einen weiten Raum einnehmen soll, so müssen wir vor allem dafür sorgen, daß sie nicht dem unlebendigen gelehrten Betriebe verfällt, sondern Einfluß auf die Gestaltung unseres Lebens gewinnt. Wir streben nach neuer Gemeinschaft, die Volkskunde kann ein wertvolles Glied in diesen Bestrebungen werden, wenn sie eine wesentliche Seite ihres Wesens der Gemeinschaft zuwendet und sie befruchtet.

Gustav Rommel / Geschichtliches von der Pfinz und ihren Seitengewässern.

I.

Auch Flüsse und Bäche haben ihre Schicksale... Da nun die Geschichte eines Gewässers etwas nicht so Häufiges ist, wie eine Stadt- oder Dorfschicht, soll einmal versucht werden, die Mutter aller Gräben und Kanäle der untern östlichen Hardt, sowie des Karlsruher Landgrabens, der Pfinz, historisch zu beleuchten und etliches aus dem wellenbewegten Dasein dieses Flusses während der vergangenen Jahrhunderte festzuhalten.¹⁾

Auf württembergischem Gebiet, jedoch hart an der badischen Grenze, liegt in einem Wiesentale zwischen den Orten Ittersbach (Baden) und Pfinzweiler (Württemberg) die Quelle der Pfinz.

Der Name Pfinz bedeutet so viel wie Sumpfbach. Als kleines Bächlein auf eine kurze Strecke die badisch-württembergische Grenze bildend, tritt die Pfinz alsbald vollständig ins Badische ein und fließt in nordwestlicher Richtung aus den Schwarzwaldbergen durch das Kraich-, Pfinz- und Enzgauer Hügelland nach der Rheinebene, wo sie sich bei Ruchheim in den Altrhein ergießt.

Ihr Tal ist gleichzeitig eine wichtige Straßenverbindung zwischen Württemberg und dem Rheintal.

Schon nach einem Kilometer ihres Laufs verstärkt sich die Pfinz durch den Feldbrennacher Bach, nimmt weiter von rechts auf den Gavern- oder Kräbenbach (bei Weiler), den Arnbach (Eilmendingen), den Rannbach (Nöttingen), den Seebach (Wilferdingen), den Kämpfelbach (Singen) und bei Spöck den Weingartener Bach (sog. Dreckwalze) mit dem Grombach. Von links fließen ihr zu der Auerbach (bei Nöttingen), der Darmsbach (Wilferdingen), der Bocksbach (Kleinsteinbach) und der Dirichbach (Söllingen).

Der Dürrbach bei Durlach geht heute in die Kanäle der Stadt.

Bei Grözingen trennt sich rechts von der Pfinz der Viehbach mit dem Beungraben, um bei Stutensee (Stafforier Schleufe) wieder mit ihr zusammenzukommen und dann nach links als Heglach abermals abzuzweigen.

In Graben mündet die Heglach auch wieder ein.

Neben der Pfinz, und von Stutensee an neben der Heglach, läuft noch der sog. Alte Bach (auch kleine oder alte Pfinz genannt) einher, durch etliche Gräben und Kanäle mit dem Hauptfluß und der Heglach in Verbindung. Vom alten Bach zweigt unterhalb Hagsfeld der lange, durch den Hardtwald bis Graben führende Hirschanal ab, der um 1818 zur Tränkung des Wildes angelegt wurde.

Sonst sind an bedeutenderen natürlichen und künstlichen Gräben und Kanälen, die von der Pfinz ausgehen oder ihr zufließen, noch zu nennen: der Eisingraben (Nöttingen), der Angelgraben (Singen), der 1914 erbaute Karlsruher Pfinzspülkanal, der Weidgraben (Durlach-Hagsfeld), Seegraben (Blankenloch), Kreuzlach, Ruch- und Wehrgraben, der Neue Kanal (um Staffort), Loch-, Lachen-, Neutgraben (Spöck-Neuthard), Dohlenbach, Neubach, Zollenbach (bei Graben-Ruchheim).

Zwischen Suttenheim und Ruchheim läuft nach Philippsburg zum dortigen Altrhein der Pfinzkanal, der seine Wasser von dem Grabener (untern) Landgraben sowie dem Neu- und Zollenbach nimmt.

Geologisch bildet das Pfinztal im allgemeinen das Uebergangsgebiet des Buntsandsteins zur Muschelkalkformation; infolgedessen erscheint oft die Bodengestaltung zu beiden Seiten des Flusses ganz verschieden: links der Sandstein der Schwarzwaldvorberge, rechts der Muschelkalk des Kraich-, Pfinz- und Enzgauer Hügellandes.

Die Geologie verhilft uns dazu, auf die Urgeschichte unserer Pfinz eingehen zu können. Die ersten Anfänge der Grabenbildung des Pfinztals müssen wir in die Tertiärzeit setzen, in die Zeit, als sich das ganze Rheingebiet auf seine jetzige Höhe hob.

Der Oberlauf der Pfinz bis Wilferdingen ist als Grabensenkung anzusehen, entstanden bei der Hebung und Senkung

des Landstrichs; der weitere, westwärts gerichtete Lauf bis zur Rheinebene ist Erosionstal, d. h. das Gewässer hat hier die Schichten des Buntsandsteins ausgewaschen und sich einen Weg gebahnt.

Die Austiefung des Pfinztals erfolgte Ende der Tertiärzeit oder in der älteren Diluvialzeit. Die nachher im Rheintal entstandene große Flut drang auch ins Pfinztal ein. Nach ihrem Zurücktreten blieb aber die Rheinebene fast in ihrer ganzen Breite noch unter Wasser.

Nun ergoß sich die Pfinz am Talaustritt (bei Grözingen) in einen am Gebirgsrand von Eitlingen her laufenden Strom, der nach der neueren Forschung nicht als Altrhein, sondern als Kinzig-Nurg-Fluß anzusprechen ist. Als dieser Strom in seiner Wassermenge abnahm und durch die Zuführung von Schlamm und Schutt aus den Bergbächen nach und nach weiter zurückging, verlorste und versumpfte das Talbett. Die Pfinz suchte sich neue Abflußwege und lief in verschiedenen Rinnsalen dem Rheine zu.

Jedenfalls haben aber die Römer, wie überhaupt an den der Rheinebene zufließenden Gewässern, auch am Pfinzlauf Korrekturen vorgenommen und die Abflußverhältnisse der Sümpfe und Seen geregelt, schon mit Rücksicht auf die durch die Hardt ziehende Heerstraße und die dajelbst liegenden römischen Gehöfte.

Hierbei wird dann auch ein Hauptbett der Pfinz entstanden sein. Geologisch festgestellt ist aber, daß die Pfinz ursprünglich, schon vor der Römerzeit, von Graben auf dem Hochgestade östlich an Neudorf vorbei floß und mit der Saalbach zusammen zum Rheine ging. Diese Verbindung verlandete aber mit der Zeit, als ein Seitenarm der Pfinz von Graben nach Ruchheim im Bette der zurückgegangenen Rheinbucht dajelbst entstand. Doch blieb eine andere Verbindung mit der Saalbach zwischen Neuthard und Karlsdorf noch offen, durch die bis ins Mittelalter hinein die Hauptwasser der Pfinz abfließen. Erst vor einigen Jahrhunderten wurde die Pfinz mehr in den Ruchheimer Seitenarm geleitet, der nun zum Hauptlauf wurde.

Die Seitengewässer, Heglach und Alte Bach flossen ehemals als besondere Wasserläufe bis östlich von Graben und gelangten dort bei den Binswiesen in die einigte Rheinbucht. Später vereinigte sich der Alte Bach nördlich von Friedrichstal mit der Heglach und verlandete allmählich im Unterlauf. Das ehemalige Bett ist unter dem Namen Alter Forlengraben noch erkennbar, der heute trocken liegt.

Zur besseren Ableitung des Wassers des Alten Bachs aus der Rintheimer Gegend grub man im Jahre 1739 die Mündung ab und verband den Alten Bach mit dem Neu- oder Galtengraben. Dieser wurde dabei verbreitert und vertieft, schließlich nahm er auch noch den Namen Alter Bach an. Das Gewässer geht in der Hauptsache durch den Scheid- und Neugraben bei Pledolsheim-Ruchheim wieder der Pfinz zu.

Dem Alten Bach wurden schon im Mittelalter die Entwässerungsgräben der Müppurrer und Rintheimer Niederungen zugeleitet, was zu der falschen Annahme führte, der ganze Bachlauf sei künstlich angelegt worden. Die Rinne geht aber auf vorhistorische Zeit zurück und ist als ein Rest des ursprünglichen Abflusses anzusehen, als dieser Fluß seinen Weg noch durch die Beierheimer Alee, den alten Bahnhof und über Durlacher Tor gegen Rintheim und weiter am Hochgestade nahm, also ins Pfinzgebiet abfloß.

Heute entsteht der Alte Bach aus den Gräben des früheren Entenfangs und des Elmorgenbruchs um Rintheim.

Die Hardtorte Rintheim, Hagsfeld, Büchig, Blankenloch, Stutensee, Friedrichstal liegen alle an dem Alten Bach, während die Pfinz östlich davon bis ein Kilometer entfernt vorüberfließt. Für die untersten Hardtdörfer Staffort, Spöck, Neuthard, Graben, Ruchheim aber ist die Pfinz das Drisgewässer.

In dem bei Grözingen abzweigenden Giesbach haben wir wohl den ältesten Hauptpfinzlauf in der westlichen Hardt zu sehen. Das heutige Flußbett, im Bogen über Durlach-Hagsfeld bis Stutensee west-nordwärts vorgezogen, ist eine Anlage des Mittelalters, wohl aus dem 13./15. Jahrhundert.

Die Schaffung eines neuen Pfinzbettes war in erster Linie für die Verteilung der Stadt Durlach und für die Mühlen dort gedacht. Die Verlegung wird auch damit zusammen-

¹⁾ Nach Urkunden, Akten und Plänen des Generallandesarchivs Karlsruhe und einigen Archivalien des Stadtarchivs Durlach. Von der Direktion des Wasser- und Straßenbaus konnten einige Karten des 18. Jahrhunderts benützt werden, ältere Akten waren jedoch dajelbst nicht mehr vorhanden.

gehängt haben, daß man daran ging, den Lauf der Flüsse und Bäche mehr und mehr zu verbessern, um der gar zu häufigen Ueberschwemmungsgefahr vorzubeugen und die Wasser auch verschiedenem, wie Flößerei, Bässerung von Feld und Wiesen, nutzbar zu machen oder um anbauungsfähiges Land zu gewinnen.

In dieser Beziehung waren es schon frühe die Mönche des Klosters Gottesau und die Stadt Durlach, die sich mit den in die Rheinebene einfließenden Pfingzwässern und dem verumpften Flußgebiet beschäftigten und eine Kanal- und Abflußanlage schufen.

Wie die Stadt Durlach benutzten auch das Kloster Gottesau und die Tiefburgen des Pfingzals, Remchingen, Berghausen, Staffort von Anfang an die Gewässer der Pfingz, um die Wallgräben zu füllen oder um sich durch künstliche Ueberschwemmung weiteren Gebiets gegen feindliche Anstürme zu schützen.

Das ganze Gebiet des untern Laufs der Pfingz in der Rheinebene ist von zahllosen kleineren Gräben und Kanälen durchzogen, die alle ihr Wasser meist der Pfingz und ihren Zuflüssen entnehmen oder zuführen.

Diese künstlichen Wasserläufe sind teilweise schon Jahrhunderte alt, und bis in unsere Zeit hinein wurden in der Niederung immer noch weitere Gräben gebaut.

Die Pfingz, die zweifellos in früheren Zeiten mehr Wasser führte als heute, wurde nach und nach ein schiffbarer Fluß, der kleine Rähne trug und der sog. Wildflößerei (d. i. Flößen einzelner Scheiter und Stämme) diente.

Nach altem Recht sollten schiff- und floßbare Gewässer öffentlich sein, über ihren Gebrauch aber gebot der Staat. Dieses Hoheitsrecht hatte bei unserer Pfingz seit dem Mittelalter fast ganz die Markgrafschaft Baden, im Unterlauf teilweise Kurpfalz durch die angrenzende Weingartener Markung und das Hochstift Speyer durch den Besitz des Dorfes Neuthard.

Urkundliche Nachrichten über den Pfingzlauf selbst haben wir zunächst vom Unterlauf des Flusses, erst von der zweiten Hälfte des 15. Jahrhunderts an; bis dahin wird die Pfingz selten und nur als Fischwasser erwähnt, oder eine Pfingzjahr (Zurt), wie die Stafforter, erscheint als Leben.

Vom Jahr 1453 berichtet uns die Geschichte von dem Bau eines Grabens zwischen dem Dorf Graben und Philippsburg (Mdenheim) unter Bischof Reinhard von Speyer.

Dieser Graben, die „Kleine Pfingz“ genannt, trennte sich von der Hauptpfingz am Vochbaum²⁾ zwischen Graben und Neuthard und bildete, wie die Pfingz von Neuthard her, gleichzeitig ein Stück weit die Grenze zwischen Speyer und Baden-Durlach. Der Wassergrenze entlang lief auf beiden Ufern auch noch eine lebende Hecke, der Wehrhag, als weiterer Grenzschutz.

Das Wasser der kleinen Pfingz, das sich bei Philippsburg in die Saalbach ergoß, diente dort zur Wiesenwässerung und zum Treiben der Mühlen.

Schon damals zweigte zu Graben auch der Neubach von der Pfingz ab, von jeher lediglich für Bässerungszwecke bestimmt.

Im Jahr 1486 wurde zur Scheidung der Markung von Graben und des speyerischen Neudorf der sog. untere oder Grabener Landgraben von der Pfingz aus angelegt, der in seinem weiteren Ausbau sein Wasser ehedem bei den Neuhheimer Hornäckern dem Altrhein zuführte, heute aber in den Pfingzkanal übergeht.

So war also im 15. Jahrhundert dem Nusheimer Hauptarm der Pfingz von Graben an ziemlich Wasser entzogen, ein Zustand, der sich aber mit der Zeit verschiedentlich änderte. Jene Verbindungsgräben zwischen Saalbach und Pfingz sind teilweise heute noch erhalten.

Das geringe Gefälle der Pfingz, die vielen Gräben, Weiher und Zuflüsse machten jeweils eine sorgfältige Säuberung des Flußbettes nötig, um die Verschlammung und die stete Ueberschwemmungsgefahr für Stadt und Dörfer zu verhüten.

Die Pfingzräumung ließ sich die markgräulich badische Regierung in ihrem Lande sehr angelegen sein und trat deshalb auch mit dem speyerischen Hochstift als Mitbesitzer der Pfingz wiederholt im Laufe der Zeiten in Verbindung.

Eine gewisse Ordnung oder Vorschrift für die Flußsäuberung und Unterhaltung hat schon zu Anfang des 15. Jahrhunderts bestanden, wie spätere Urkunden ausweisen; näheres darüber ist aber nicht überliefert.

Im Jahr 1482 gab der Schultheiß von Durlach, Hans Note, anlässlich einer Räumung der „alten“ und „neuen“ Pfingz ein Gutachten darüber ab, wie diese Arbeit alle Jahre vorgenommen werden sollte.

Auf diese Vorschläge gründete sich die im folgenden Jahre, 1483, von Markgraf Christoph erlassene, für den Unterlauf ab Durlach zunächst gültige Pfingz- und Heglach-Ordnung, nachdem diese beiden Gewässer „mit merklicher Mühe, Kosten und arbeit gerumet und gegraben worden“.

²⁾ Der Vochbaum, d. i. Grenzbaum (ein Holzgestell), stand in der Pfingz und schied das Wasser zwischen Baden und Speyer. Er lag in der Nähe des heutigen sog. Schwedenwehrs (Landwehr, Thüngenische Schleuse).

Die Säuberung der Pfingz und Heglach vornehmen zu lassen, wurde der Stadt Durlach, dem Keller von Staffort, dem Amtmann von Graben für ihr Gebiet übertragen, der Abt von Gottesau aber hatte sich gleichfalls daran zu beteiligen, und zwar sollte die Räumung allmählich am ersten Werktag im Mai und am ersten Werktag nach „Unser Lieben Frauen Würzweihetag“ (d. i. Mariae Himmelfahrt, 15. August) bewerkstelligt werden.

Die unmittelbare Beaufsichtigung der Pfingz, was Räumung, Uferbauten usw. anbelangte, war Aufgabe des markgräflichen Waldförstern auf der Hardt für das Amt Durlach und des Försters von Eggenstein für die Kemter Graben und Staffort sowie für das Gebiet des Klosters Gottesau.

Alle zwei Monate sollten diese Beamten die Pfingz zur Kontrolle mit Nachen befahren. Von ankommenden Strafgebern stand ihnen als Anzeigegeld ein Drittel zu.

Der eigentliche Inhalt der Pfingz- und Heglach-Ordnung von 1483 ist nur kurz:

Es wird jedermann verboten, Fack (d. h. Schwellen, Balken zum Stauen des Wassers), sowie Reusen (Fischfangkörbe) einzulegen, ferner wird angeordnet, daß die Staden (Ufer) mit Weiden bepflanzt werden. Diese Sicherung der Uferbauten kam auch in dem Vertrag zum Ausdruck, den der Markgraf Christoph mit dem Bischof Philipp von Speyer im Jahr 1505 in Sachen der Pfingzunterhaltung auf der Neutharder Strecke abschloß. Dieses Abkommen befaßte sich außerdem auch mit der Flußsäuberung, dem Einlegen von Reusen und Hanfrößen, sowie mit der Fischerei, jedoch ohne nähere Ausführungen darüber.

Der Abmachung zwischen Baden und Speyer von 1505 folgte, nachdem sich „Frrung und Zwitteracht“ immer wiederholte, ein weiterer Vergleich im Jahr 1521, den der speyerische Landgraf des Bruchhains, Conrad von Sidingen, und der badische Amtmann von Graben, Jakob Vohlenstein, vereinbarten. In der vorausgegangenen Pfingzschau waren noch hinzugezogen: ein Ratsherr von Bruchsal und der Schultheiß von Neuthard auf speyerer Seite, badischerseits die Schultheißen Oshienbach von Graben und Aberlin von Niedolsheim.

Der neue Vertrag bestimmte: Die gemeinsame Neutharder Strecke der Pfingz sollte künftig in einer Weite von 22 Schuh gehalten werden, dazu ein Reinspad von 3 Schuh Breite auf jedem Ufer.

Bezüglich des das Pfingzwasser hälftig teilenden Vochbaums wurde festgesetzt, daß die quer in den Fluß eingelassene Grundschwelle des Vochbaums³⁾ „gleich in der Wage, an keinem endt dann dem andern höher oder niedriger liegen soll“.

Ferner wurde verabredet, daß die Pfingz zweimal im Jahre durch eine von jeder Seite bestellte Aufsichtsperson wegen der Säuberung besichtigt werden müsse.

Dieser Vergleich wurde im Jahr 1554 mit ähnlichem Inhalt erneuert, doch schon im folgenden Jahr versuchte man speyerischerseits das Pfingzwasser am Vochbaum anders zu teilen. Dies kam auch dann tatsächlich zustande, als 1557 ein neuer Vertrag zwischen Markgraf Karl und Bischof Rudolf abgeschlossen wurde.

Die Vertragspunkte blieben im wesentlichen die gleichen, wie früher, nur wurde das bisher durch den Vochbaum hälftig Speyer und Baden zugeschiedene Pfingzwasser nunmehr enggültig dreigeteilt. Bisher hatte man eine Zeit lang von der speyerer Hälfte einen Teil des Wassers durch den Einbäumleinsgraben aus der kleinen Pfingz wieder dem Hauptfluß zugeleitet. Dieser Einbäumleinsgraben sollte nun auch abgetan und geschleift werden.

Die Aufsicht über die Wasserbauten und die Bachsäuberung sollte verstärkt werden, was zwar früher schon vereinbart, aber nicht zur Ausführung gekommen war. Diese Aufseher oder Wassermeister wurden im Volksmund „Bachvögel“ genannt und so auch im Vertrag bezeichnet.

In den 1540er Jahren waren bei Graben wegen der Mühlen daselbst verschiedene Wasserbauten ausgeführt worden, u. a. wurde 1545 ein Seitengraben der Pfingz von Spöck bis zum Kalbengraben unterhalb Neuthard im Frondienst fertiggestellt.

Eine kritische Stelle im Pfingzgebiet war zwischen dem badischen Ort Staffort und dem speyerischen Bächenau, wo das kurpfälzische Land angrenzte und der Weingartener und Grombacher Bach ihre Wasser anbrachten. Beim Uebergang der Straße über den Weingartener Bach, an der Zollbrücke, stand das pfälzische Zollhaus.

Im Jahr 1591 hatten die Bächenauer dort einen Damm aufgeworfen, um zu verhindern, daß das Weingartener Bächenau ihre Acker und Wiesen überschwemmte. Der Damm, der dann bewirkte, daß das Wasser durch den Erdgraben der Pfingz zuzug, war nachher zwei Jahrhunderte hindurch ein Streitobjekt zwischen den Ländern.

Von Baden und Pfalz wurde er mehrmals durchstochen und geschleift, um dem Bach wieder seinen alten Lauf zu geben. Man versuchte des öftern sich zu vergleichen, aber ohne dauerhaften Erfolg.

³⁾ Eine Vochbaum-Grundschwelle lag noch bis vor 40 Jahren in der Pfingz. (Bergl. Kemm, Burg und Dorf Graben Seite 79.)

So wie in diesem Punkt Baden und Pfalz einig waren, so waren sie es nicht über das Besitzverhältnis an der Pflanzwehre. Kurpfalz machte auf die Gieß- und den halben Teil der Pflanzwehre, wo diese die Markung von Weingärten berührte, Anspruch. 1605 kam es auch zu einer Vereinbarung, kraft welcher die Kurpfalz das Verlangte endgültig erhielt. Man hatte festgestellt, daß schon immer die Weingärtener Untertanen bei der Pflanzwehre im Staffort herum kräftig und bereitwillig mithalfen, im Jahr 1572 sogar einmal mit 224 Mann zu der Arbeit erschienen waren.

Vom Oberlauf der Pflanzwehre (Durlach talaufwärts) mehrten sich zu Anfang des 18. Jahrhunderts die Beschwerden der Dörfer wegen gegenseitigen Wasserabstellens und widerrechtlicher Eingriffe in den Flußbau.

Die Stadt Durlach hatte sich häufig zu beklagen, daß, wenn im obern Pflanzthal Wiesen gewässert wurden, in der Stadt keine Mühle ging, und das Kloster Gottesau mußte den Wassermangel in seinen Fischweibern unangenehm empfinden. Verschiedene Befehle und Verordnungen waren schon deswegen erlassen worden, sie wurden aber meist umgangen.

Man schritt nun dazu, allenthalben die Wehre und Stellschleusen zu prüfen und auszubessern, um unnötigen Wasserverlust hintanzubehalten.

Die Stadt Durlach hatte besonderes Interesse an dem wichtigen Wehr beim Hühnerloch zu Gröbtingen, wo sich die Pflanzwehre teilt. Da durch dieses Wehr das gesamte Pflanzwasser in den Gießbach und Beungraben geleitet werden konnte, war gegebenenfalls die Säuberung des Pflanzbettes auf der Durlacher Strecke leicht und gründlich zu bewerkstelligen. Ferner konnte aber auch die Wasserzufuhr und Verteilung gut geregelt werden.

Bisher war am Hühnerloch ein Holzbau, der aber den Durlachern nicht mehr genügte, weil sie sich im Wasserzulauf verkürzt glaubten.

So machte sich im Jahr 1556 die Stadt Durlach daran, ohne weitere Erlaubnis einen steinernen Unterbau für das Wehr aufzuführen.¹⁾

Dies ließen sich die Gröbtinger, auf deren Markung das Hühnerloch-Wehr lag, nicht gefallen und beschwerten sich beim Markgrafen, daß die Durlacher durch den Bau ihnen das Hauptwasser wegzunehmen suchten, daß sie zur Viehtränkung und Wiesenwässerung ebenso nötig hätten.

Die Sache ging hin und her; die Durlacher begründeten ihr Vorgehen mit dem Mehrbedarf an Wasser für die Mühlen, schließlich wurde entschieden, daß die Gröbtinger entschädigt werden sollten.

Auf eigene Faust handelten im Jahr 1558 auch die Kleinstenbacher, indem sie auf ihrer Markung am Wald einen Damm aufwarfen und die Pflanzwehre einzunengen suchten, wogegen

¹⁾ An dem heute noch erhaltenen Wehr finden sich Inschriften mit Namen von Bürger- und Baumeistern, dabei die Jahreszahlen:
Ganz neu gemacht 1556.
Renoviert 1660.
Renoviert 1820.
Neu gebaut 1855.

sich die Söllinger wehrten und sich beschwerdeführend an die Regierung wandten.

Weitere und ähnliche Fälle führten dann endlich dazu, daß im Jahre 1563 an das Amt Stein Weisung erging, mit einigen Sachverständigen „eine Ordnung über die Pflanzwehre“ zu machen.

Das geschah alsbald. Mit dem Amtmann von Stein, Melchior Erer, trafen der Vogt von Durlach, Kechler von Schwandorf, der Keller von Pforzheim, Christ. Meyer, die Bürger Jakob Forchheimer und Wolf Simler von Durlach, Rudolf Wunder von Gröbtingen, ferner die Schultheißen Jaf. Reichenbacher von Söllingen, Wendel Schuch von Kleinstenbach, Marx Meunig von Singen und der Gerichtsmann Wolf Hofer von Willerdingen zusammen, die den Pflanzlauf besichtigten und danach die Ordnung aufstellten.

Diese Pflanzordnung, in der Hauptsache für den Oberlauf des Flusses, setzt zunächst fest, in welcher Weite das Pflanzbett gehalten werden soll: Von Weiler bis Elmendingen 14 Schuh, unter Elmendingen bis Nöttingen eine Meßrute, unter Nöttingen 18 Schuh, über Dietenhausen, Willerdingen bis Singen und dann 20 Schuh bis Kleinstenbach, von da 22 Schuh bis Söllingen und weiter.

Im allgemeinen sollte die Pflanz bei jedem Dorfe um 2 Schuh erweitert werden, „da, wenn das Wasser unten nicht hinaus mag, muß es oben überlaufen“.

Die zweite Bestimmung der Ordnung entspricht der vom Jahr 1483, daß niemand ein Wehr oder Fach überzweck in den Fluß machen, auch darin keine Reusen legen dürfe. Letztere sollten vielmehr am Gestade an Pfählen angehängt werden, bei Verlegung müßten aber die Pfähle heraus- und mitgenommen werden, damit das Wasser nicht durch solche Pfähle gehemmt würde. 30 Schilling Pfennig Strafe war auf Nichtbefolgung der Vorschrift gesetzt.

Die Ordnung befragt ferner, daß die Schultheißen mit ihren Bürgermeistern unter Oberaufsicht der Vögte und Amtleute im Jahr drei- oder viermal „bey iren enden“ die Pflanz besichtigen sollen, „und wo sich etwas darinnen versamblet, angehenkt oder eingeslochten hatt, mit fleiß lassen abnehmen und säubern, desgleichen wo die gestadt eingekunten und gefallen waren, widerumb machen lassen bey einer namhafften straf“.

Die Pflanzordnung von 1563 bestimmt auch die Zeiteinteilung der für die Talorte jederzeit höchst wichtigen Wiesenwässerung.

Willerdingen soll am ersten April beginnen und das Wasser der Pflanz 4 Tage gebrauchen, weiter Singen 5 Tage, Nöttingen 5 Tage, Kleinstenbach 4, Söllingen 5, Berghausen 4, Gröbtingen 2 und Durlach 4 Tage nacheinander. Da das Dorf Gröbtingen aber gewöhnlich seine Deuernte 8 Tage vor den andern Pflanzdörfern begänne, so sollte es seine zwei Wässerungstage vor dem April schon einrichten, damit die andern Gemeinden nicht mit ihrer Wässerung in den Mai hinein kämen.

Ähnlich war es bei der Dehmernte zu halten. Für den Fall aber, daß das Jahr trocken wäre und Wassermangel einträte, so müßten die Gemeinden zu gunsten der Mühlen auf ihre Wiesenwässerung verzichten und das Pflanzwasser laufen lassen „bey straf von 2 R Pfennig ohn nachsecklich“.

Otto Eichhorn / Das Medaillon.

Eisenmranke Mauern. Stillvernonnen
Verträumen in die Kronen alter Bäume
Die spitzgebogenen Fenster. — Weit entronnen
Sind wir der Welt in userlofe Träume.

Du zogest spielend aus Gewandes Falten
Ein kleines Medaillon, es mir zu zeigen,
Und wie es meine Hände bebend halten,
Muß leise ich die Rippen zu ihm neigen.

Zu trinken einen Hauch vom heißen Leben,
Das es, erwärmend, dir vom Herzen gesogen;
Und Feuer gleich aus gottgenährten Reben
Schlug mir dein Blut in meines Blutes Wogen.

Des alten Gartens ruhevollte Bäume,
Sie lauschten, heiligen ahnungsvollen Lebens.
Ein jäh Erwachen ging durch ihre Träume:
Auflodert das Mysterium des Lebens.

Wilhelm von Scholz / Die Warnung.

Ein kleiner Bruch an der Lokomotive, der ein längeres Halten des Zuges auf freier Strecke nötig machte, führte in einem Abteil zu Gesprächen über Fahrtstörung, Eisenbahnunfälle, deren Verhütung, über zufällige wunderbare Errettung Reisender, von denen der eine, plötzlich erkrankt, einen darauf verunglückten Zug sehr wider seinen Willen habe verlassen müssen, jener kurz vor einer Entgleisung aus dem gefährdeten Wagen in einen anderen gegangen war, wo niemand verletzt wurde, während wieder ein anderer, der unbedingt mit dem Unglückszug reisen wollte, aus irgend-einem geringfügigen Anlaß den Anschluß versäumte und dadurch am Leben blieb. Es schelte doch für manche Menschen unbewusste Ahnungen und Warnungen zu geben. Da begann ein älterer Herr, der sich bis jetzt noch nicht am Gespräch beteiligt hatte:

„Lassen Sie mich einen solchen Fall erzählen, den ich selber erlebt habe: Ich war auf einer längeren Reise in Kanada. Der Zug fuhr durch einsame Gegenden, in die ich selten hinaus-fah. Ich hatte mich in einen Roman vertieft, der mich spannte und mich für ein paar Stunden in fremden, erdichteten Schicksalen festhielt. Es waren nicht viel Mitreisende im Zuge. Mit mir war nur noch eine Dame im Abteil, die mich von meinem Roman nicht abzog. Sie sah ziemlich entfernt in einer Ecke und las wie ich. Da ich noch bis zum nächsten Morgen zu fahren hatte, achtete ich nicht auf die Stationen, an denen wir hielten. Die Dämmerung brach früh herein. Es war ein grauer Herbsttag. Bis der Schaffner kam, die Lampen anzuzünden, mußte ich mein Lesen unterbrechen. Ich sah ins Graue hinaus; eine dunkle nasse Bösung glitt gerade am Fenster vorbei. Dann sah ich zu der Dame hinüber

und begegnete ihrem Blick, der sich gleich wieder wandte und auf das zugeklappte Buch hinabsank. Ich merkte jetzt, daß sie jung und hübsch war, und begann mich für sie zu interessieren. Ich empfand ein Bedauern darüber, daß sie irgendwo aussteigen und ich sie gewiß nicht wiedersehen würde. Ich will Ihnen aber keine Liebesgeschichte erzählen, und um Ihnen jede Spannung von vornherein zu nehmen, erwähne ich, daß die junge Dame später meine Frau geworden ist. Das Gefühl, mit dem ich sie damals ansah, scheint mir aber schon mit zu meiner Geschichte, von solch einer merkwürdigen Warnung zu gehören, von solch einer Rettung, die außerdem zwei Menschen fürs Leben verband.

Als ich zu ihr hinüber sah, um dann wieder in meine Gedanken zu versinken, stieg eine wehmütige Heimatlosigkeit in mir auf, der ich nicht wehren konnte und die bald die Bilder bestimmte, die vor meinen inneren Augen vorüberzogen. Ich mußte an das unetere, ruhelose Leben denken, das ich seit meiner Jugend drüben in Amerika geführt, an meine Erlebnisse im Kriege der Nord- und Südstaaten, an meine vielen einsamen Reisen. Unmerklich kam ich immer wieder in Zukunftsbilder hinein und malte mir immer wieder sehnsüchtig ein Heim mit einer lieben Frau und Kindern aus. Ich war schon ein nicht mehr junger Kerl und wollte den Rest meines Lebens nicht ganz verlassen zubringen. Und dabei hatte ich plötzlich ein ängstliches Gefühl, als ob dieser Rest meines Lebens vielleicht nur noch sehr kurz sein könne. Das hatte ich im Sezessionskriege öfter in unruhigen Stunden vor Gefahren gehabt, während es in drangvollen, wirklich gefährlichen Augenblicken stets einem unerhörten Anspannen und einem merkwürdigen Sicherheitsgefühl wich. Jetzt konnte ich es kaum abschütteln und griff deshalb, sobald die Lampen angezündet waren, wieder zu meinem Roman, zwang mich in die Vertikale hinein und schaute auch kaum auf, als auf der nächsten Station ein Herr einstieg und sich nach flüchtiger Begrüßung mir gegenüber auf den Eckplatz setzte. Beim Umblättern sah ich einmal zu ihm hinüber. Er rauchte und las mit starrem Blicke, der immer auf dieselbe Stelle gerichtet schien, in einer Zeitung. Mir kam vor, als sei ich ihm einmal irgendwo begegnet; ich konnte mich aber nicht besinnen, wann und wo. Es mußte wohl vor langer Zeit gewesen sein. Vielleicht, dachte ich, ist es nur eine zufällige Ähnlichkeit, und las weiter, als während der Fahrt noch zwei Herren ins Abteil kamen, die sich neben mich und mein Gegenüber setzten, so daß ich den Buchumschlag, den ich auf das Polster gelegt hatte, wegnehmen und ins Gepäck legen mußte. Dabei sah ich sie an und auch sie kamen mir bekannt vor, während ich ihnen ganz fremd und gleichgültig zu sein schien. Mir ward unbehaglich, ohne daß ich mir einen Grund wußte. Die Herren machten den Eindruck, etwa zehn Jahre jünger zu sein als ich und sich untereinander zu kennen; denn einer von ihnen gab dem Zuerstgekommenen ein Zeitungsblatt hinüber, ohne etwas dazu zu sagen. Der nahm es und hielt es so, daß ich den Kopf dieses Blattes sehen konnte. Mechanisch sah ich hin und las erst den Namen einer hier in Kanada fast gar nicht verbreiteten Zeitung aus den westlichen Freistaaten, las dann ein mehr als zehn Jahre zurückliegendes Datum und die Ueberschrift eines Artikels „Sieg der Nordstaaten“. Sie werden es begreiflich finden, daß mir das merkwürdig vorkam. Es wandte einer der Herren, die noch immer kein Wort gesprochen hatten, seinen Kopf zum Gangfenster und wies mit der Hand auf den Artikel, dessen Ueberschrift ich eben gelesen hatte. Ich folgte seinem Blick und bemerkte nun einen Kopf, der zu den anderen Herren herein sah und auf die Bewegung des Herrn mit der Zeitung flüchtig nickte.

Ich war aus meinem unbehaglichen Gefühl jetzt ganz aufmerksam geworden und glaubte im nächsten Augenblick, ich sei heute in meiner seelischen Verfassung etwas gestört, daß ich fortwährend Bekannte zu sehen mir einbildete; bei dem Herrn am Gangfenster wiederholte sich dies Gefühl. Aber bei ihm wußte ich allerdings sofort, daß ich mich nicht täuschte, daß ich ihm vor zehn Jahren im Sezessionskrieg begegnet war. Ich stand auf, um ihn zu begrüßen, von ihm zu erfahren, wer die anderen seien und dadurch aus der unbehaglichen Lage erlöst zu werden. Wie ich auf die Tür zuging, verschwand er, und als ich auf den Gang hinaus trat, war die ganze Länge des Wagens vor- und rückwärts kein Mensch zu sehen, außer einem Schaffner, der in der Nähe der Außentür verschlafen an der Wand lehnte. Ich fragte ihn, ob nicht eben ein Herr durch den Gang gekommen sei er; verneinte. Während ich noch mit ihm sprach, traten die drei anderen Herren aus meinem Abteil heraus und gingen in den anschließenden Wagen. Jetzt hörte ich sie sprechen, verstand aber nur, wie der eine sagte: „Natürlich aussteigen!“ Ich besann mich währenddessen auf den Namen des Herrn, der am Gangfenster gestanden hatte. Da fiel mir plötzlich ein, wie ich mit ihm zusammengekommen war. Er hatte eine Meldung an unser Bataillon zu bringen und blieb eine Nacht bei uns. Wir tranken zusammen und waren guter Dinge, bis er im Morgengrauen fortreiten mußte.

Ja — hatte es denn nicht geheißt, daß er gleich darauf gefallen sei! Wie falsch, dachte ich, doch manchmal solche Nachrichten sind. Er schien, wie mir jetzt klar wurde, nicht einmal im mindesten gealtert zu sein. Er sah in seinen Zivilsachen ebenso jung aus, wie damals als Offizier. Während ich mich noch über das einstige Zusammensein mit dem vermeintlichen Toten besann, kam ich darauf, daß die anderen auch solch flüchtige Bekanntschaften aus dem Kriege sein müßten. Und wieder schreckte es in mir auf, unheimlicher und nachhaltender; waren denn diese drei nicht auch gefallen? Ja, ich wußte es bestimmt.

Ich ging unruhig und beklommen in mein Abteil zurück, wo mir sogleich die junge Dame mit der Bitte entgegen trat, daß ich ihr beim Herabheben ihres Gepäcks behilflich sein möchte. Ich fragte, ob sie schon am Ziel ihrer Reise sei? Nein, aber sie wollte beim nächsten Halten, wo es auch sei, unbedingt aussteigen und einen Gasthof aufsuchen. Seit einer halben Stunde fühle sie sich, offenbar von dem langen Fahren, elend. Sie müsse für diese Nacht ihre Reise unterbrechen. Ihr Blick war, wie das sagte, unetere und suchend, so daß ich auf die Vermutung kam, sie möchte noch einen anderen, schwererwiegenden Grund haben, den sie nicht sagen wolle. Mir fiel jetzt auf, wie hübsch sie war. Ich sagte, mein eigenes Unbehagen bezwingend und eigentlich froh, vor mir selbst nun einen Grund zum Aussteigen zu haben, ganz unbefangen zu ihr, ob ich ihr meinen Schutz anbieten dürfte; ich hätte auch etwas Unangenehmes erlebt und würde ebenfalls gern erst morgen weiter reisen; sie möchte übrigens meinen Vorschlag nicht mißdeuten. Sie sah mich einen Augenblick voll an, fand mich, wie auch späterhin bei anderen Gelegenheiten, vertrauenswürdig und nahm an. Wir traten mit unseren Handgepäckstücken auf den Gang, es dauerte noch etwa eine halbe Stunde, dann stiegen wir aus.

Ich kann Ihnen nicht sagen, wie wohl mir die kühle Herbstluft tat, wie ich aufatmete, mit welcher Befriedigung ich dem davonfahrenden unheimlichen Zug nach sah. Er verschwand mit seinen Lichtern in einem Tunnel. Ich nahm mir vor, jetzt gar nicht mehr an die toten Bekannten zu denken und mich ganz meiner neuen Bekanntschaft zu widmen. Wir gingen in ein nahe dem Bahnhof gelegenes Hotel, wo wir uns Zimmer anweisen ließen, und trafen uns dann gleich im Speisesaal zum Abendbrot. Natürlich kamen wir bald auf unsere Flucht aus dem Zuge zu sprechen, erst etwas förmlich und scherzend, wobei sie leicht errötend sagte: „Wahrscheinlich wollte das Schicksal, daß wir uns beide näher kennen lernen und die tagsüber veräußerten Gespräche nachholen sollten!“ Dann sprachen wir ernst und da gestand sie mir, daß es ihr unheimlich geworden sei im Zuge, weil der Herr auf dem Gange einem verstorbenen Bruder ihrer Mutter, der übrigens, wie ich nachher feststellte, nie im Kriege gewesen war, so sprechend ähnlich gesehen habe. Worauf ich denn nun auch mit meiner Entdeckung, daß die vier Herren mir als gefallene Kameraden erschienen seien, nicht mehr zurückhielt. Über den ersten Moment eines peinlichen und aufregenden Eindrucks halfen wir uns gleich mit einem Lachen hinweg und erklärten das ganze für einen Spuk, der jetzt eben auch modern geworden sei und sich nicht mehr an verfallene Gebäude und dergleichen halte, sondern einfach den nächsten Expreszug besteige.

In diesem Augenblick kam ein Bahnbeamter eilig herein und trat aus Büfett, wo er hastig etwas erzählte. Leute aus der Küche, die Kellner und einige in der Nähe sitzende Gäste trafen sich zusammen und ein erregtes Sprechen begann. Der Beamte ging gleich wieder hinaus. Ein Kellner trat an unseren Tisch heran: „Der Zug, mit dem Sie kamen, ist eben verunglückt.“

Noch in derselben Nacht langten die paar geretteten Reisenden an. Die vier Herren waren nicht darunter. Ebenförmig waren sie unter den Verwundeten und Toten, die wir beide am nächsten Morgen alle aus dem Tunnel heraus tragen sahen. Ich forschte der Sache noch weiter nach, weil ich an etwas Uebersinnliches nicht glaubte, es war aber nichts festzustellen: von den überlebenden Reisenden wollte niemand die Reisenden gesehen haben, und der Schaffner, mit dem ich gesprochen hatte, war tot. So blieb die Angelegenheit unaufgeklärt, doch die Tatsache besteht, daß meine jetzige Frau und ich wie durch ein Wunder gerettet waren; denn der Wagen, in dem wir gesessen hatten, war völlig in Stücke gegangen. Erwähnen möchte ich noch, daß sich in dem Zuge ein junges Hochzeitspaar befand, dessen Leichen umschlungen aus den Trümmern gezogen wurden. Dasselbe Ereignis, das zufällig ihr Leben gerührte, begründete ebenso zufällig das unsere. Denn ohne die Ahnungsgefühle vor dem Unglück, die wir uns beim Abendessen erzählten, und die uns, als das Unglück gleich darauf bekannt wurde, plötzlich wie mit einer dunklen Schicksalskraft verbanden, wären wir gewiß nicht miteinander bekannt geworden und uns näher gekommen. Seitdem ist uns nie wieder etwas begegnet, worin man eine übernatürliche Fügung hätte sehen können.

(Aus dem Erzählungsband „Zwischenreich“ im Verlag von Georg Müller in München.)